

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 15 (1925)
Heft: 9

Artikel: Fastnachtsscherze und Dorfbubenstreiche
Autor: Keller, Walter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636581>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

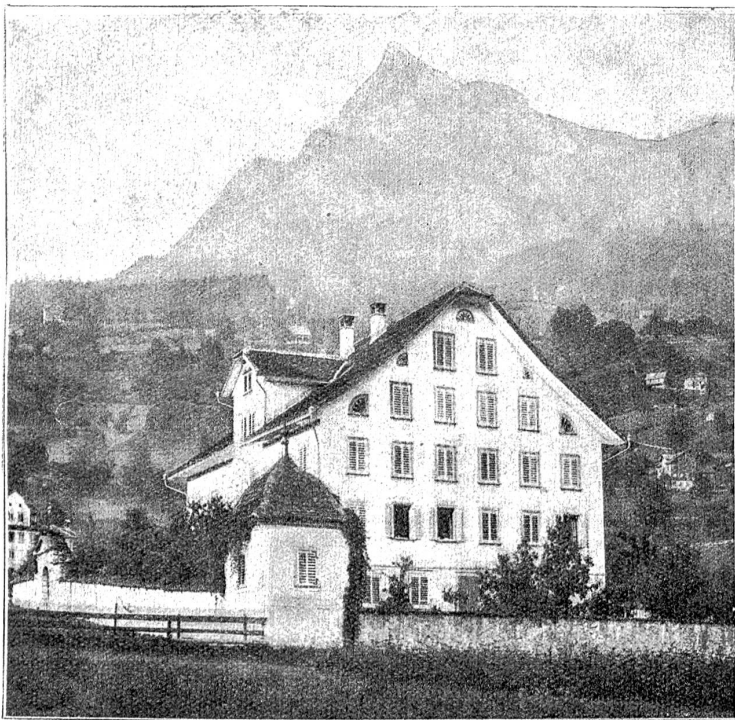
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Schwyz. Das ehemals Ab Ybergische, heute Kündigsche Haus, im mittleren Seldli (1719).

handenen Arbeiten nur mehr einen kleinen Rest dar. Wertvolles leistete Schwyz auch auf dem Gebiete der Kunstschmiedearbeiten.

Das Itäl v. Redingsche Haus, von dem wir hier als Beispiel eine Außen- und eine Innenansicht reproduzieren, entstand zu Anfang des 17. Jahrhunderts. Es hat keine Beziehung zu den beiden Itäl, die im 15. Jahrhundert Landammänner von Schwyz waren. Der Landammann gleichen Namens, der es zuerst bewohnte, nennt sich zur Unterscheidung jener Itäl aus dem Arter Geschlecht Itäl III.

Das Itäl v. Redingsche Haus stellt wohl das besterhaltene Beispiel des ländlichen Herrenhauses aus dem 17. Jahrhundert dar. Mit seinen beiden schlanken Dachtürmchen den vier hochgiebligen Dachaufbauten, dem Kranz von Klebedächern, dem säulengetragenen Erker über dem Haupteingang bietet es von allen Seiten einen reizvollen Anblick. Das Innere ist nicht weniger interessant. Besonders reich ausgestattet mit kunstvollen Kassettendecken, figurenreichen Parketböden, bildgeschmückten Kachelöfen u. sind die Räume des ersten Stodes. Ein reiches ursprüngliches Mobiliar einheimischer Arbeit vervollständigt den Eindruck der Gediegenheit und Bodenständigkeit dieses altschwyzerschen Familienhauses.

H. B.

Fastnachtscherze und Dorfbubenstreiche.

Eine Jugenderinnerung von Walter Keller.

(Nachdruck verboten.)

Auf die Fastnacht freuten wir uns alle, denn jedes Jahr machte uns die Mutter auf diese Zeit allerhand Badewerk. Das eine Mal gab es süße Krapfen, Zwiebelweihen oder Rosenküchlein, das andere Mal stellte sie heiße Käseküchlein auf. Am liebsten jedoch waren uns die sogenannten „Dehrli“ oder Fastnachtstuchen, das heißt laubdünn, tellergroße Kuchen aus Blätterteig, mit reiner Butter hergestellt, die sich dann unter der Hitze in der Pfanne krümmten und falteten wie ein Ohr. Solcher Dehrli konnte uns die Mutter nie genug aufstischen.

Fastnacht ist die köstliche Zeit, da man sich verkleiden

darf. Meine Schwester Gretchen liebte es ohnehin das Jahr hindurch, sich in allerhand Verkleidungen zu stecken, um uns damit plötzlich zu überraschen oder einen Spaß zu machen. Manchmal zog sie einen alten Rock der Mutter an, und erschien als ein Eierfraueli, das andere Mal mimte sie einen Hausierer oder Kaminfeger. Jetzt an der Fastnacht zog sie etwa zum Scherz meine Kniehosen und meinen Kittel an, um ungehinderter überall herumspringen und durchschlüpfen zu können. Dann wieder brachte sie ein Zigeunerkostüm zum Vorschein und verwandelte sich in ein Zigeunerkind.

Der Vater hatte uns versprochen, mit uns in die Hauptstadt zu gehen, um daselbst den Fastnachtszug anzusehen und uns zu verkleiden. Von den Einzelheiten dieses Umzuges weiß ich nur noch, daß ein etwa vier Meter langes Pariser Stangenbrot, sowie riesige Brekeln, Eierzöpfe, zwei Meter lange Bratwürste und Schüblinge auf Wagen in der Stadt herum geführt wurden, und weil ich glaubte, dies seien lauter wirkliche Schwaren, kam mir alles doppelt wunderbar und märchenhaft vor.

Dabei durften wir uns als Kostümierte auch in das Gewühl der bunten Menge mischen. Gretchen trug das Kleid eines fahrenden Spielmanns, das ihr sehr wohl zu Gesichte stand, indessen die ältere Schwester Martha und ich ein Ritterfräulein mit ihrem Kavalier vorstellten. So zogen wir, begleitet von den Eltern, als Kindergruppe durch die Stadt und glaubten, stolz sein zu müssen, wenn männlich unsere Kleider betrachtete.

Nachdem wir dann wieder heimgekehrt waren, sprang ich als Clown herum, während Gretchen nach Möglichkeit noch die Gelegenheit ausnützte, um als Blätklibajaz, d. h. als Bub verkleidet, die Dorfschranzen zu fexen und dann sprang sie den langen Bengeln, die ihr im Winter da und dort mit Schneeballen zagefetzt hatten, in die Beine, hieb mit einer mit Luft gefüllten Schweinsblase kräftig auf sie ein und war im nächsten Augenblick um eine Haus- oder Sagede wieder verschwunden.

Auch diesmal hatte Tante Emilie sich wieder mit einem Geschenk auf Fastnacht eingestellt, indem sie uns die Buben Geschichte von „Max und Moritz“ zum Geschenk überschickte. Gretchen und ich fanden uns in diesem Buch konterfeit, und es hätte keines äußern Ansporns oder einer Anleitung bedurft, um ähnliche Streiche auszuführen.

Am der Fastnacht ist ja gemeinlich mancher Spaß erlaubt, den man das Jahr über nicht ausüben dürfte. Die Dorfbuben hatten ihr Vergnügen daran, ein leeres Weinfäß, das vor dem Wirtshaus „Zum Frohsinn“ stand, in der Fastnacht weit fort zu rollen, während andere einige Scheiterstöcke und Bierfäßlein auf den Berg hinauf rugelten, wo dann die Besitzer sie am Morgen wieder holen konnten.

Auch fehlte es in der nächsten und weiteren Umgebung nicht an allerhand lustigen Käuzen, die die Zielscheibe von allerhand Schabernad bildeten.

In den Seelaffen unweit der Steingruben wohnte in einer verwitterten Holzhütte, die mit Blechstücken zugedeckt war, ein altes Männlein als Steinklopfer. Er hatte ein Stück Rebland, nicht viel größer als drei Kuhhäute, um sein Häuslein herum, ein Gärtchen mit ein paar Löwenmäulchen, Penées, Sonnenblumen und Bohnen und als besondere Zierde einige Zwetschgenbäume. Die waren sein Stolz. Und damit niemand daran schüttelte, hatte er sein Gärtlein mit Stauden und einem Dornhag von Brombeeren eingezäunt. Am Eingang hing über der Gartentüre ein Glöcklein und so oft man die Tür auf oder zu machte, schellte es. Im Herbst machten sich manchmal böse Buben damit einen Spaß, daß sie ihm die Zwetschgenbäume schüttelten. Und jetzt, um die Fastnachtszeit, warfen ihm die

Kinder abends bei Dunkelheit Steine auf das alte Blechdach, läuteten an seinem Glöcklein und riefen:

Roni, Roni, Roni,
Wenn i glüte ha, so go-n-i.

Dann kam das arme Männlein mit einem Stecken aus seiner Hütte gesprungen und die Bösewichter stoben lachend auseinander. Weil er aber nie einen erwischte, kamen die Buben bald wieder und es wirkte sein Stoch nicht anders, als wie wenn ein Hund den Mond anbellt.

Ein anderer, ein Schreiner namens Knörzer, war ein noch viel böserer Gefelle. Vor dem liefen die Kinder davon, wenn sie ihn nur sahen. Dafür läuteten sie ihm in der Fastnacht mitten im besten Schlaf an der Hausglocke, an deren Griff sie eine lange, lange Schnur befestigt hatten. Zu diesem Zwecke stellten sie sich in der Nähe auf, um ihm insgeheim den Schabernack zu spielen, ohne daß er jemand an seiner Haustüre läuten sehen konnte.

Auf diese Fastnacht nun hatten die Dorfkinde mit uns verabredet, nachts eine Wurst und ein großes Schinkenbein an die Hausglocke zu hängen und zwar vermitteltst einer starken, langen Schnur, in der Art, daß der Lederbissen ziemlich entfernt vom Hause an der Straße hingelegt wurde, während die Schnur fast unsichtbar zum Glöckenzug hin führte. Es dauerte nicht lange, so rochen die Hunde das Schinkenbein und die Wurst, einer davon lief herzu, faßte an und wollte die Beute wegstreten. Aber er konnte sie nicht losbringen und je mehr er zerrte, desto ärger läutete es in des Schreiners Haus. Andere Hunde kamen ebenfalls herbei, es gab Streit unter ihnen und jeder riß an einem Ende der Wurst und des Knochens, so daß wir, die wir uns in der Nähe bei einem Heuschaber versteckt hatten, um dem Schauspiel zuzusehen, beinahe verplakten vor Lachen.

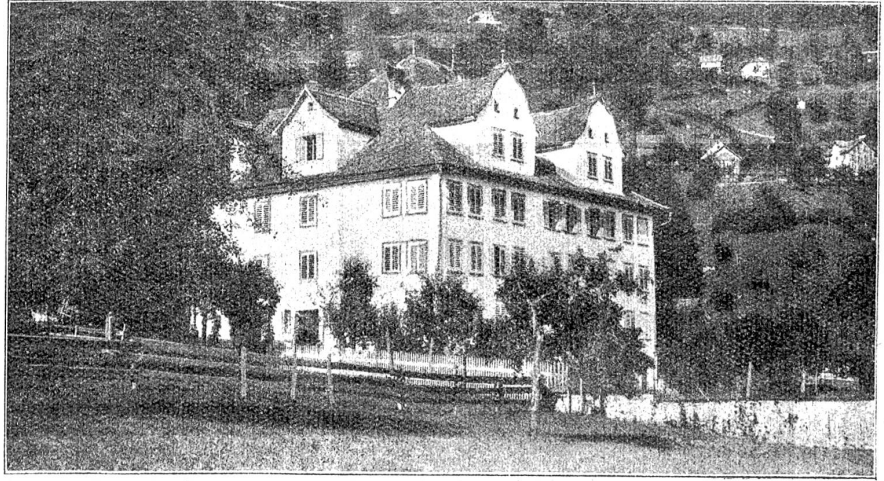
In Knörzers Wohnung machte die Hausglocke einen unsäglichem Spektakel. Gleich darauf erschien am Fenster zornsprühend wie der leibhaftige Teufel seine Frau in der Nachthaube und wetterte wie toll auf die Buben los, die an ihrer Hausglocke läuteten, konnte aber niemand entdecken, während die Dorfspizel aus dem Versteck hervorriefen:

Anorzia, Porzia,
Weg der Schelm isch hintedra.

Schließlich kam Schreiner Knörzer selber wie der rasende Roland mit einem Stoch aus der Haustür gesprungen, fand aber niemand als die Hunde, welche immer noch sich um ihre Beute zankten. Da fing er an, an der Schnur zu zerrn, die Hunde aber kehrten nun ihre Wut gegen denjenigen, der ihnen ihre Wurst wieder entreißen wollte, sie knurrten grimmig und es hätte wenig gefehlt, so hätten sie ihn angefallen und er mußte froh sein, wieder heil in sein Haus zu kommen. —

War solchermassen die Fastnacht mit viel Mummenschanz und Lustigkeit verstrichen, so hielt die Dorfjugend am Sonntag darauf, am sogenannten „Funkensonntag“, noch eine kleine Nachfeier.

Schon am Samstagnachmittag fuhrn die Buben der Dörfer mit einem Handwagen herum und bettelten Wellen und Büscheli bei allen Bauersleuten. Einige gingen in den Wald hinauf und holten eine abgedorrte Tanne. Beim Wagner in der Dorfschmiede erhielten sie etwa noch einen leeren Schmierkübel mit Karrensalbe oder ein Teerfäßlein. Dann gingen wir allesamt auf den Seelaffenhügel bei den Steinbrüchen, wo man hinabsieht auf den See. Dort stellten wir die Tanne auf, stülpten zuoberst den Teerkübel darüber, schichteten das Wellenholz um die Tanne herum auf und dann wurde der Holzstoß angezündet. „Gang



Schwyz. Das ehemalige v. Schornhaus im oberen Seldli, jetzt D. Tschimperlins gehörend (1566).

weg do“, sagte einer zum andern, wenn der „Funken“ mächtig aufloderte und der Kübel mit der Karrensalbe eine furchtbare Hitze verursachte. Dann tanzten wir im Reigen um das Feuer herum, etliche warfen Kartoffeln hinein und Äpfel, die in der Glut schmorten. Unsere Gesichter erglühten dabei rot und röter im Widerschein des lodernenden und prasselnden Feuers. War schließlich der Holzstoß am Erlöschen, so sprangen einige der verwegensten im Bogen über das Feuer und andere suchten mit einem Rütteln ihre Äpfel und Kartoffeln herauszufischen. Das Fest dauerte bis nach neun Uhr. Es war ein Anzeichen des nahenden Frühlings. Der Winter war gewissermaßen damit verbrannt und die schöne Fastnachtzeit wieder vorüber.

† Isabelle Kaiser.

(Zu ihrem Tode am 17. Februar.)

Von Karl Erny. (Nachdruck verboten.)

Furchtbar, wie ein todbringender Hauch trifft den Menschen das Schicksal. Mit eiserner Hand löst es die Freude, zeichnet die Züge des Grams in das Antlitz. Doch der Edle geht hoch und hehr den Pfad des Leidens und wie der rote Diamant im Dämmer glüht, wohnt auf dem Gesicht das Leidschwere als ehrendes Zeichen. — Und einmal erstrahlt es in Behmut, wenn des Menschen Weh in reine Liebe sich verwandelt. — — —

So schrieb ich vor Jahren, unter dem lebendigen Eindruck meiner ersten Begegnung mit Isabelle Kaiser.

Wenn ein geliebter Mensch von uns scheidet, den wir um seiner Taten und Werke willen geliebt und geschätzt haben, dann denken wir im Geiste zurück und durchwandern in der Erinnerung das Leben des Dahingegangenen. So ergreift es uns mit der Dichterin Isabelle Kaiser, die am 17. Februar im Alter von 59 Jahren in ihrer Einsiedelei in Bedenried ihre Augen zum ewig-friedlichen Schlummer schloß. An Isabelle Kaiser verlieren wir eine eigenwillige Persönlichkeit, eine große Dichterin von herb-schöner Prägung, eine edle Frau von heroischer Größe. Wohl kaum eine Dichterin in den letzten Jahrzehnten hat so unsere Zuneigung erworben, wie die Einsame von Bedenried in ihrem Klausenheim.

In einer autobiographischen Skizze „Mein Leben“ erzählt die Dichterin: „Ich bin eine Einsame und werde immer einsam bleiben, weil ich den Beruf der Schriftstellerin als eine Würde empfinde, die manches Opfer bedingt und ungeteilte Hingabe erfordert und weil ich inmitten dem All-Leide der Menschheit keinen Platz für persönliches Glück weiß.“ —

Isabelle Kaiser hat ihre Kraft, ihr ganzes Sein ihrem